Zwei Freundinnen.

Roman von W. Heimburg.

(4. Fortsetzung.)

Tante Dettchen war erstaunt. Nach einem Weilchen kam Alfred erhitzt und eilig.

„So fleißig?“ sagte er im Vorbeigehen an der Küchenthür, und: „Hast Du Lust, heute mit mir die Wohnung anzusehen, Lucie?“

„Wann?“ fragte sie.

„So gegen Abend; wir können uns dort vielleicht um sechs Uhr treffen.“

„Ich werde kommen, Alfred.“

„Adieu, Schatz, ich muß weiter.“

Er ging.

Lucie hatte die Arbeit beendet und saß nun in der Wohnstube; ihr Kopf schmerzte unerträglich. Die Schwiegermutter klapperte mit der Scheidemünze an ihrem Schreibtisch und schalt auf das Dienstmädchen, das eben vom Markt heimgekehrt war; es fehlte ein Fünfzigpfenniger.

„Gleich gehst Du und fragst herum, wo Du zu wenig bekommen hast! Kannst Du, Gans, nicht besser aufpassen?“

Das Mädchen verschwand, und die alte Dame, froh, daß sie einen Ableiter ihres inneren Grimmes gefunden, schalt weiter: es sei kein Verlaß mehr auf die heutigen Menschen; alles Gute und Tüchtige verschwinde aus der Welt; Dummheiten im Kopfe und kein Ernst im Herzen! Und so sei es in allen Ständen. Wenn sie bedächte, wie es in ihrer Jugend gewesen, so schlicht und recht und einfach! Auf die Dienstboten habe man Häuser bauen können, und die jungen Mädchen seien beglückte Bräute gewesen; dergleichen verrückte Allotria wie heute hätten noch nicht ihre gesunden Herzen und Sinne verdorben gehabt. Das Beste, Schönste sei aber gewesen, einen braven Mann zu bekommen und eine gute Hausfrau zu werden.

Lucie fühlte jedes Wort wie einen Stich. War sie denn wirklich so schlecht? Hatte sie allein Schuld? Ach, sie war ja mit dem ganzen Herzen voll Liebe und seliger Hoffnungen hergekommen; sie wußte selbst nicht, wie Alles so rasch gewelkt. Sie legte die Arbeit hin und stand auf.

„Entschuldige mich,“ bat sie, „ich habe so arge Kopfschmerzen.“

„Nun, so lege Dich nieder!“ fuhr die alte Dame ärgerlich auf. Und als sie ihr blasses Gesicht erblickte, fragte sie:

„Leidest Du oft daran?“

„Zuweilen.“

„Na ja, die heutigen Nerven!“

Damit war Lucie entlassen.

Sie aß nicht zu Mittag und kam erst gegen drei Uhr zum Vorschein, zum Ausgehen gerüstet. Die Frau Steuerräthin nahm eben ihr Schwarzseidenes aus dem Kleiderschrank auf dem Flur; sie war zu einem Kaffee ausgebeten.

„Nun?“ fragte sie, „geht es besser mit den Kopfschmerzen?“

„Noch nicht, aber ich denke, es wird mir gut thun, in die frische Luft zu kommen.“

„Die gibt's freilich nur bei Löwen's,“ war die schneidende Antwort.

Lucie wehrte sich nicht; sie zwang sich zu einem freundlichen „Adieu, Mutter!“ und ging.

Sie fand Hortense im Pferdestall und im Reitkleide; sie war eben von einem Spazierritt heimgekehrt. Die junge Frau hatte ein Körbchen voll Brodstücken und Mohrrüben am Arme und fütterte ihr Pferd, während der Reitknecht den Liebling sorglich mit einem wollenen Tuche abrieb. Sie war so in ihr Thun vertieft, daß sie die Eintretende erst gewahrte, als sie dicht neben ihr stand.

„Wie siehst Du aus?“ fragte Hortense und betrachtete erschreckt das blasse Gesicht der Freundin. Sie stellte den Korb auf den Futterkasten und zog das Mädchen aus dem Stalle, hinauf in ihr kühles Zimmer.

„Jetzt legst Du Dich auf die Chaiselongue! Die Jungfer soll Dir starken Kaffee kochen.“

Sie gab die nöthigen Anweisungen, verdunkelte die Stube, kleidete sich um und nahm dann neben Lucie Platz.

„Nun sage mir, was hat es gegeben, mein Liebchen?“

„Nichts, Hortense, nichts,“ erwiderte Lucie müde.

„Das rede einem Anderen vor; Du grämst Dich um irgend etwas. Höre, mein Schatz,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „Du kommst mir genau so vor wie die Palme, die der Großpapa aus dem feuchten warmen Gewächshause in sein tabaksdunstiges Zimmer genommen hat — sie kann die Luft nicht vertragen, sie ist krank geworden.“

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte das Mädchen; dann brach sie in Thränen aus.

Hortense nahm ihre Hand.

„Ich will Dir etwas erzählen,“ sagte sie langsam und laut, „Du liebst ihn nicht!“

Das Schluchzen verstummte.

„Hortense!“ stammelte Lucie und saß hoch im nämlichen Augenblick, während ihre kleinen Hände an die Schläfen fuhren, als vermöge sie nicht zu fassen, was sie eben gehört.

„Doch! Ich glaube bestimmt, Du liebst ihn nicht,“ wiederholte die junge Frau.

„Aber, Hortense,“ fragte das Mädchen athemlos, „wie kommst Du darauf? Wie willst Du wissen —“

„Liebe sieht anders aus,“ erwiderte die junge Frau kurz. „Ich war ja einmal so thöricht — ich weiß es. Ich will Dir sagen, wie es gekommen ist mit Euch,“ fuhr sie fort und blieb mit dem englischen Riechsalz in der Hand vor Lucie stehen, „man hat Dir von jeher eingebläut, daß eine Heirath das Einzige ist, wodurch ein Mädchen selig wird. Gestehe es nur — nicht wahr?“

„Ach Gott, Hortense, es ist wohl berechtigt gewesen; es ist unsere Bestimmung.“

„Na, siehst Du? Nun bist Du zwanzig Jahre alt geworden, hast da bei Deinem Schwager herumgesessen als Erzieherin und Stütze der Hausfrau, nicht gerade unnütz, aber auch nicht unentbehrlich, und hast die Geschichte endlich so ein klein wenig langweilig gefunden. Sprich ehrlich, Lucie!“

„Hortense! Ich? — Nein — Du verkennst die Lage!“

„Du hattest auch schon daran gedacht, es könne vielleicht sein, daß Du diese einzige richtige Bestimmung der Frau nicht erfüllen würdest, weil sich bis dahin Keiner gefunden, der — selbstverständlich spreche ich Dir die Kourmacher nicht ab; Du bist eine zu süße kleine Person — aber Du hattest so ganz und gar keinen anderweitigen klingenden Vorzug, daß sie Alle nur Kourmacher blieben. Und da auf einmal stand Dein Doktor vor Dir mit einem wirklichen Heirathsantrag — Du hattest nie an ihn gedacht, Du kanntest ihn kaum! Und nun fielen sie Alle über Dich her: das große Glück! Ein armes Mädchen, so einen netten braven Mann zu bekommen! — bis Du selbst glaubtest, der Himmel habe das ganze Füllhorn seiner Gnade über Dich ausgeschüttet, und Dir einbildetest, Du liebtest ihn bis zum Sterben.“

Lucie saß starr dabei. Sie dachte an den Augenblick, da ihr ältester, zehnjähriger Neffe wie toll die Treppe hinauf gesprungen und in ihr Stübchen gestürzt war:

„Tante Lucie, Du hast einen Bräutigam gekriegt! Du sollst rasch hinunterkommen!“ —

Und wie sie mit wankenden Schritten die Treppe hinabgegangen, an deren Fuß Mathilde sie erwartet, mit Thränen sie in die Arme genommen und ihr zugeflüstert hatte:

„Ach Lucie, welch großes Glück!“ —

Sie sah sich vor ihm stehen und hörte seine ruhigen, freundlichen Worte, und dann waren sie plötzlich Alle im Zimmer, und der Schwager hatte ihr die Schulter geklopft:

„Du Wetterhexe, da hast Du einmal etwas Rechtes fertig gebracht. Habt Ihr Euch schon einen Kuß gegeben? Na, nur vorwärts, zur Zeit schmeckt's gut und süß!“

Da hatten sie sich geküßt; und sie war roth geworden, und die Erwachsenen hatten gelacht und die Kinder gejubelt und die Dienstboten gratulirt.

Aber Keiner hatte sie gefragt:

„Liebst Du ihn denn? Willst Du ihn?“

Sie hatte es auch nicht vermißt. Sie hatte ein ruhiges, stilles Gefühl der Sicherheit in seiner Nähe, ein schüchternes Bewußtsein von Wichtigkeit und Würde. War das Liebe gewesen? Sie wand die Hände in einander und wußte kein Wort zu sagen.

„Und nun,“ redete die junge Frau weiter, nachdem sie das Flacon an die feine Nase gebracht und den scharfen Duft eingezogen hatte, „nun bist Du hier, und nun fängt's bereits in Deinem Kopfe an zu dämmern, daß denn doch vielleicht ein klein wenig mehr zu einem Bunde für's Leben gehört, als etwas Achtung, als — als —“

„Hör' auf!“ bat das Mädchen.

„Nein!“ erklärte Hortense und begann in dem halbdunklen Raume hin und wieder zu schreiten. „Nein, ich höre nicht auf! Tausend Mädchen sind auf diese Weise verheirathet und tausend sind ganz zufrieden damit; die meisten merken es auch erst lange nach der Hochzeit, wie schrecklich gleichgiltig sie sich doch eigentlich von jeher gewesen sind; aber Du, Du bist eine viel zu ideale Natur, Lucie! Du wirst es schwerlich aushalten, in dem kleinen Hause zu sitzen, die Last der Wirthschaft zu tragen, ein halbes Dutzend Kinder zu haben und zu erziehen, alle Sorge, Krankheit und Noth, die das unbarmherzige Leben dem Weibe aufbürdet, für einen Mann zu ertragen, den Du nicht liebst!“

Lucie schwieg; sie hielt die Hand über die Augen; sie stöhnte wie Jemand, der arge körperliche Schmerzen leidet, und in ihrem Herzen schrie es auf, zustimmend und angstvoll. Sie konnte nicht leben neben ihm, so unbeachtet, so fremd, so kalt und baar jeder innerlichen Gemeinschaft.

Hortense schritt noch immer auf und ab. Nun kam sie herüber und kniete vor dem Mädchen nieder.

„Habe ich Dir weh gethan? Vergib mir! Ach, ich kenne ja leider die Schwächen der Menschen zu gut!“

Ein paar große Tropfen rollten über des Mädchens Wangen.

„Lucie, weine nicht, ich habe Dich lieb. Du bist das Einzige, was ich auf der Welt lieb habe; wenn Du kommst, dann ist's wie Sonnenschein in meinem Herzen. Und als ehrliches Menschenkind, das die Erfahrung voraus hat, müßte ich offen sprechen, nicht wahr? Sieh, Du kamst hier an, rosig wie eine Apfelblüthe, und Du solltest Dich jetzt sehen! Du hast einen Zug um den Mund, als wärst Du um Jahre gealtert.“

„Ich fühle mich grenzenlos unglücklich bei seiner Mutter,“ flüsterte das Mädchen endlich; „sie hat eine Abneigung gegen mich von der ersten Minute an gehabt; es wird aber wohl anders werden, wenn ich —“

Hortense stand auf und blickte mitleidig zu ihr hinunter.

„Nein, Hortense, nein,“ schrie Lucie, „verlange das nicht! Ich darf nicht!“

„Aber, liebes Herz, ich will Dich doch nicht von ihm reißen!“ Sie hockte nieder neben ihr. „Nur das Eine laß Dir sagen in diesem Augenblick. Was Du auch beschließen magst, in jeder Lebenslage, in jeder Noth rechne auf mich; wo ich bin, hast Du auch Platz; vergiß das nicht!“

Sie erhob sich dann, zog von dem entferntesten Fenster den Vorhang zurück und setzte sich still mit einem Buche nieder, das Mädchen seinen Gedanken überlassend.

„Apropos,“ sagte sie nach einer Pause, „wie ist's denn mit der Reise? Großpapa war ganz glücklich über diesen Gedanken.“

„Ich — es ist mir nicht möglich, Hortense.“

„Dann bleiben wir hier,“ tönte es freundlich gelassen zurück.

„Nein, nicht meinetwegen. Reise, reise! ich bitte Dich darum!“

„Ohne Dich ist es mir kein Genuß!“

Nun war es Lucie, die aufsprang und zu Hortense herüber kam.

„Wenn ich Dich nicht hätte!“ schluchzte sie leidenschaftlich, „wenn Du nicht wärst — verlasse Du mich nicht!“

Den Rest des Nachmittags saß sie neben Hortense; diese las vor; aber wenn sie aufblickte, kehrten Luciens Augen aus irgend einem Winkel zurück, in den sie starr und abwesend hineingeblickt hatte.

„Aber Lucie!“

„Ich höre ja, Hortense,“ sagte sie, die junge Frau anlächelnd, und ergriff ihre Hand. „Lies weiter!“ — Mitten in einem Satze sprang sie auf: „Adieu, ich muß fort!“

„Wohin?“

„In das neue Haus — lebe wohl!“

Sie warf einen ängstlichen Blick auf die schwarze Marmoruhr und setzte mit zitternden Händen ihr Hütchen auf.

„Ach Gott, ich hatte es doch ganz vergessen; er wartet.“

Hortense sah ihr ruhig zu.

„Ich bitte Dich, Kind, wenn er nur wirklich ein paar Minuten wartet?“

Aber Lucie eilte schon den Korridor hinab, und als Hortense ins Zimmer zurückkehrte, verschwand das lichte schlichte Sommerkleid des Mädchens eben in der dunklen Wölbung des Thorwegs.

Doktor Adler war inzwischen zur verabredeten Zeit seinem neuen Eigenthum zugeschritten. Es lag im Mittelpunkt der Stadt hinter einer mäßig hohen Mauer, die, anstatt der Hauswand, die Straßenfront bildete, und umgeben von einem kleinen Garten, der hier wie eine Oase zwischen den Häusern und Straßen grünte.

Die Hausthür, die von der Giebelseite in's Innere führte, war geschlossen. Er zog, immer um sich schauend, den Schlüssel aus der Tasche und trat ein; seine Schritte hallten in dem leeren Flur. Und wieder blieb er sinnend stehen, und ein herzgewinnendes freundliches Lächeln flog über sein Gesicht; dort drüben, durch die offene Thür, blinkte ihm ein weißer Kachelherd entgegen, und darüber leuchtete in gothischer Schrift der alte traute Spruch: „Ein eig'ner Herd ist Goldes werth.“ — Er kam näher, lehnte sich in den Rahmen der Küchenthür und blickte schier andächtig in dem kleinen Raum umher. Dann wandte er sich um und ging in ein mittelgroßes Zimmer neben der Küche: das sollte das Eßzimmer werden. In der Mitte würde ein großer runder Tisch stehen. Zwei kleinere Räume, die hatte er für sich ausersehen, Wartezimmer und Arbeitsstube.

Wieder stand er und betrachtete vom Eckfenster aus die Sandsteinstufen, die zur Hausthür emporführten. Es ist so ein eigenes Haus wie ein lebendiges Wesen. „Wir gehören nun zusammen; wir erleben gemeinschaftlich, was da kommt,“ spricht es. Und des Mannes Gedanken flogen in die Zukunft; wird das Glück mit uns einziehen über diese Schwelle? Wird die Zufriedenheit hier bei uns wohnen? Die Zufriedenheit und der süße Gottesgast, der Friede?

Es war ihm wunderbar weich um's Herz in diesem Augenblick. Unter den Bäumen dort drüben sah er im Geiste ein liebliches blondes Weib, rosige gesunde Kinder, ein trautes stilles Glück. Er fuhr sich plötzlich über die Augen: da stand sie ja wirklich im lichten Sommerkleide, die Augen auf die Hausthüre gerichtet, aber nicht wie er sie eben gesehen. Die weichen Züge hatten einen fast verstörten angstvollen Ausdruck.

Er bemerkte es nicht. Er ging hinaus, ihr entgegen.

„Willkommen!“ sagte er einfach, „das ist nun unser Heim!“

Sie gab ihm flüchtig die Hand.

„Ist Tante mit hier?“

Und als er verneinte, blieb sie zögernd stehen.

„Ich meinte, wir Beide, die wir hier wohnen sollen, würden besser allein einig über die Bestimmung der Zimmer. Ich liebe das Dazwischenreden Anderer nicht,“ sagte er und trat zur Seite, um sie in die Thür gehen zu lassen, „Du sollst allein bestimmen.“

Sie traten Beide in das Haus.

„Sieh, die Pforte zu Deinem Reich steht offen,“ sprach er, auf die Küche deutend. „Willst Du nicht hineingehen?“

Sie war mitten in dem Flur stehen geblieben; nun schüttelte sie leise den Kopf.

„So wollen wir mit den oberen Räumlichkeiten beginnen.“

Gehorsam schritt sie die mäßig breite Holztreppe hinan und trat in ein völlig leeres Zimmer. Die Fenster gingen nach der Hinterseite; hohe Bäume vor den Fenstern schufen ein fast spukhaftes Dämmerlicht in diesem Raume, und unter ihren Zweigen hinweg sah man über einen schmalen Grasplatz auf das stille, langsame Flüßchen, das, hier die Grenze des Gartens bildend, die Stadt durchzieht.

Es war ihr, als sollte sie ersticken in dem niedrigen kleinen Gemach. Sie fand keine Worte.

„Gefällt es Dir?“ fragte er.

„Ja!“ sagte sie tonlos.

Er war neben sie getreten, und wie er sie so stehen sah, den Kopf von ihm abgewandt, die kleine bebende Hand an den Fenstergriff gelegt, da war es, als ob den sonst so ruhigen Mann plötzlich die Leidenschaft packte in dieser heimlichen Stille und Einsamkeit, wo die selige Zukunft aus jedem Winkel des Hauses lugte, aus jedem Blatt des Gartens winkte. Er zog das Mädchen in seine Arme und küßte ihren Mund so heiß, wie nie bisher.

Empört stieß sie ihn zurück.

„Lucie!“ sagte er vorwurfsvoll, und sich herunterbeugend, sah er in ihr Gesicht. Er erschrak, so gründlich bleich schaute es ihn an.

„Was fehlt Dir? Bist Du krank?“

„Nein!“

„So bist Du psychisch leidend. Warum sprichst Du Dich nicht aus, Lucie? Was ist Dir? Sage es mir! Du bist furchtbar verändert seit ein paar Wochen,“ fuhr er fort, „ich habe Dich nie mehr lachen hören—fühlst Du Dich unglücklich?“

Sie sah an ihm vorüber und schüttelte den Kopf. Todeseinsam war es um sie herum.

„Ich denke, es ist das Beste,“ nahm er wieder das Wort, „wir beeilen uns mit dem Fertigstellen unseres Heims, und Du kommst dann zu mir; ich —“

Eine jähe Röthe färbte ihr Gesicht.

„O nein, nein!“ stammelte sie.

Ueberrascht blickte er auf.

„Was hat dieses ‚Nein‘ für eine Bedeutung?“

Sie preßte die Lippen auf einander und athmete schwer; in ihren Augen lag es plötzlich wie stumme Entschlossenheit.

„Warum dies ‚Nein‘?“ fragte er noch einmal. „Freust Du Dich nicht mehr auf Dein Heim?“

Selbst eine harmlosere Natur hätte die heiße Röthe nicht für mädchenhafte Scham halten können.

„Antworte,“ rief er heftig, „was heißt das ‚Nein‘? Reut Dich Dein Wort?“

Einen Augenblick flog es wie zuckender Schreck durch ihre Glieder; dann neigte sie stumm den Kopf; ein langes unheimliches Schweigen entstand. An den Fensterscheiben trieb ein Falter sein Spiel, der sich hier hereinverirrte; man hörte in dem schwülen Gemache nur das leise Schwirren der Flügel und das Stoßen des Thieres gegen die durchsichtigen Schranken.

„Du irrtest Dich also? Du möchtest Deine Freiheit wieder haben?“ kam es endlich klanglos von seinen Lippen.

Mit der Rechten stützte er sich schwer auf das Fensterbrett.

„Ja, ich irrte mich!“ sagte sie leise.

Wieder eine lange Pause.

„Dann—ja dann!“ sprach er mühsam. „Und was nun?“

„Ich weiß es nicht.“

„Warum? Warum?“ rief er auf einmal laut schmerzlich. Und als sie nichts erwiderte, fragte er noch einmal: „Weil Du mich nicht liebst?“

„Ja! — Nicht so wie—wie — — und Du mich auch nicht!“

„Ich Dich nicht, Lucie? Ich Dich nicht?“

Sie nickte trotzig.

„Du wolltest ja, daß wir uns kennen lernen sollten. Es ist gut so gewesen—“

„Gut so!“ wiederholte er mechanisch.

Sie hielt die Augen gesenkt; sie wollte ihn nicht ansehen; es mußte ein Ende werden um jeden Preis. Er rührte sich lange nicht; endlich wandte er sich, ging zum Fenster und befreite den Schmetterling.

„Komm!“ sagte er dann fast rauh.

Sie schritten die Treppe hinunter und aus dem Hause. Mit fester Hand drehte er dann den Schlüssel um.

„Und was nun?“ fragte er noch einmal.

„Ich gehe zu Hortense — und werde meiner Schwester schreiben.“

„Zu Frau von Löwen?“

Sie hatte während der letzten Minuten eifrig und hastig an ihrem Verlobungsring gedreht.

„Auch das noch!“ sagte er, „gib her!“

Die beiden Ringe tauschten sich in ihren zitternden Händen aus — die letzte flüchtige Berührung!

„Vergib mir!“ bat sie stockend, mit unbeweglichem, blassem Gesichte.

Er antwortete nicht. So schritten sie mit einander dem Ausgange zu; hinter ihnen schloß sich die Pforte des Gartens, und just in diesem Augenblick zerrissen die Wolken vor der Abendsonne und tauchten Haus und Bäume in ein rosiges zauberhaftes Licht, daß es aussah, wie ein Märchendaheim.

Sie sahen es Beide. Sie standen da, als habe der Engel sie aus dem Paradies vertrieben. Vielleicht in diesem Augenblick — wenn sie noch einmal zu ihm aufgesehen —? Sie wandte sich rasch und ohne ein Wort ging sie nach rechts, er nach links. Sie mit wankenden, unsicheren Schritten, die erst allmälich erstarkten; er hoch aufgerichtet und gerade.

Lucie athmete auf, als sie am Fuße der Treppe im Meerfeldt'schen Hause stand; „die gnädige Frau sei beim Herrn Großpapa und spiele Schach mit ihm, da Mademoselle Kopfweh habe,“ berichtete der alte Diener.

Lucie sagte, man solle sie nicht stören, sie wolle oben warten. Und nun saß sie in der sinkenden Dämmerung allein in einem der Fauteuils, den schmerzenden Kopf an die Lehne gepreßt, und in wirrem Reigen kreuzten sich marternde Gedanken hinter ihrer Stirn.

Was hatte sie gethan? War sie wahnsinnig gewesen? Er und sie getrennt für immer? Sie griff zum Herzen; es war, als sollte es stocken.

„Recht habe ich gethan! Recht!“

Dann erfaßte sie eine unbezwingliche Sehnsucht nach Hortense, um ihr zu sagen:

„Hilf mir! Ich bin schutzlos, haltlos!“ —

Sie stand auf und setzte sich an den Schreibtisch. Das Blotting book lag aufgeschlagen, darauf ein leeres Briefblatt. Sie tauchte die Feder ein und schrieb:

„Lieber Georg!

Nimm mich vorläufig wieder auf bei Dir, ich kann Adler nicht heirathen. Alles Nähere mündlich; verdamme mich nicht ungehört!

Deine Schwägerin Lucie.“

Sie überlas die Zeilen wieder und wieder; dann saß sie und dachte, wie es sein würde, wenn der Brief in der Oberförsterei anlangte; welch einen Sturm würde er aufrühren! Sie sah den Schwager am Frühstückstisch, die Postsachen lagen vor ihm. „Da ist auch wieder ein Wisch von Lucie!“ hörte sie ihn sagen, „was Teufel, der ist ja an mich!“

Sie sah die Zornader beim Lesen sich zwischen den buschigen Brauen ringeln und hörte den Schlag mit der Faust auf den Tisch, sah ihren Brief der blassen Schwester zufliegen. „Da haben wir's! Ich werde der Gans heimleuchten, solch verd.... Unsinn!“

Und Mathilde würde weinen während des Scheltens, ohne ein Wort zu sagen. Sie meinte, die Tropfen zählen zu können, die auf den blassen Wangen herunterliefen. Sie kannte solche Scenen; sie hatte sie oft, hundertmal miterlebt — und dennoch tausendmal lieber das, als jenes kalte malitiöse Lächeln seiner Mutter, als seine pedantische gelassene Art!

Nun war es fast dunkel und noch immer saß sie allein. Sie meinte es nicht länger ertragen zu können; da endlich öffnete sich die Thüe.

„Hortense!“ schrie das Mädchen auf und flüchtete zu der schlanken Gestalt hinüber.

„Du?“ fragte die junge Frau verwundert; und als sie das Zittern des Körpers fühlte, „was ist Dir, Kind?“

„Laß mich bei Dir bleiben — heute — ich habe ihm gesagt, daß — ich ihn nicht liebe.“

Hortensens Arme schlossen sich nun fester um die Freundin.

„Du hast recht gethan! Bleibe bei mir.“

„Nur jetzt, nur vorläufig, Hortense—“

„Nein, immer, immer!“

„Hier? Das ist ja unmöglich! Ach, Hortense, mir ist so wirr, so schwer im Kopf —“

„Hier bleiben — jetzt? Nein, Lucie! Nun reisen wir.—Laß mich, ich will Licht anzünden. Die Dunkelheit taugt nicht.“

Als die Flamme aufsprühte, ward Hortense erst die verstörten Züge des Mädchens gewahr.

„Arme Maus,“ sagte sie, „so schwer ist es Dir geworden?“

„Ich habe eine Angst, eine Angst!“ stammelte Lucie.

„Du hast einfach recht gethan,“ unterbrach Hortense sie und drückte sie sanft in einen Stuhl. „Trinke ein Glas Wein, Du bist schwach. Und nun laß uns gute Kameraden sein; ich stehe zu Dir, was auch kommen möge, und so Gott will, trennen wir uns nicht mehr; wir haben Beide genug von dem sogenannten Glück — wie?“

Lucie schüttelte den Kopf, ihre Zähne schlugen wie im Frost aufeinander.

„Aber, Kind, wie ist es denn gekommen? Ich bitte Dich, alterire Dich nicht so; Du kannst ihm nur den kleinen Finger hinstrecken, wenn es Dich gereut — und Du hast ihn wieder.“

Das Mädchen machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, aber sie trank den Wein, den Hortense ihr an die Lippen hielt. Eine bleierne Müdigkeit legte sich über ihre Glieder. Wie im Traum hörte und sah sie, daß ein zweites Lager in Hortensens Schlafzimmer hergerichtet wurde, und fühlte die seidene Decke über sich. Eine weiche leise Hand hüllte sie ein, und ein Paar zarter Lippen preßten sich auf die ihren.

„Schlafe wohl, wir bleiben nun auch immer beisammen.“

„Immer,“ wiederholte das Mädchen, und dann schlief sie ein.

Doktor Adler hatte auch geschrieben, noch denselben Abend, und zwar an Luciens Schwester.

Er bat sie, dem Mädchen nicht zu zürnen, besonders den Schwager zur Milde zu stimmen. Er sei sich bewußt, sein Theil Schuld an der veränderten Sinnesart des Mädchens zu tragen, da er leider wenig das Zeug besitze, einen aufmerksamen Damenhelden vorzustellen; auch habe Lucie ihn noch zu wenig gekannt, als er ihr das Wort abverlangte, und das sei wiederum sein Fehler gewesen. Für's Dritte und Letzte aber glaube er, daß seine Mutter ihr nicht mit der erforderlichen Wärme und Herzlichkeit entgegengetreten sei, da sie schon andere Pläne für ihn gehegt, und das habe eine so feinfühlige Natur nothwendig verletzen müssen. Er sei trotzdem der festen Zuversicht gewesen, daß mit der Heirath alle diese schroffen Kanten sich geglättet haben würden. Nun, da es anders gekommen, bitte er das Eine, das Mädchen in dem alten Zufluchtsort wieder aufnehmen zu wollen.

Er sprach kein Wort in dem Schreiben von seinem gekränkten Herzen, er entschuldigte nur.

Nachdem er den Brief gesiegelt, trug er ihn selbst zur Post und trat dann so gelassen wie immer zu seiner Mutter in die Wohnstube.

„Lucie läßt sich entschuldigen,“ begann er ohne Umschweife, „sie ist bei Frau von Löwen.“

„Natürlich!“ unterbrach ihn die alte Dame, die noch in ihrem Kaffeestaat — sie war eben heimgekehrt — vor dem Spiegel stand und ihre Blondenhaube abnahm.

„Wo sie auch bleiben wird, bis sie zu ihren Verwandten zurückkehrt,“ setzte er hinzu. Und als ein paar staunende Gesichter ihn anschauten, vollendete er: „Rike mag nachher die nothwendigen Sachen hinübertragen.“ Und als noch immer das nämliche fassungslose Schweigen herrschte, setzte er wie ungeduldig hinzu, indem er nach der Thür schritt: „Lucie hat mir ihr Wort zurückgegeben.“

„Sie — Dir?“ fuhr die Mutter auf. „Umgekehrt—willst Du sagen!“

„Nein, bedaure, — sie mir. Ich hätte nie daran gedacht. Entschuldigt mich, ich habe zu arbeiten.“

Er überließ es den Damen, allein mit dieser Neuigkeit vertraut zu werden, verriegelte die Thür hinter sich und saß in der Sopha-Ecke im Dunkeln lange Zeit. Auf einmal wischte er sich über die Augen, sprang hastig auf und zündete Licht an, und der Lampenschein spiegelte sich an einem großen Tropfen, der an seinen Wimpern hing. Unbehilflich trocknete er ihn ab; es war die erste Thräne, seitdem er aus den Kinderschuhen getreten.

Nun nahm er den winzigen Ring, den sie getragen, und verschloß ihn in einem Schubfach, in welchem er allerlei Andenken verwahrte; seines Vaters goldene Tabaksdose, Pfeifenköpfe aus der fröhlichen Studienzeit, sein Cerevis- und Kommersbuch. Dann rückte er die Lampe näher zu dem aufgeschlagenen Hefte und versuchte, zu lesen; er saß lange so und starrte hinein, ohne zu wissen, was er vor sich hatte.

Zwei Tage später standen in dem Schlafzimmer der Frau von Löwen ein paar große Reisekoffer, und das Stubenmädchen schleppte die einfach eleganten Kleider der Herrin aus der Garderobe herzu; auf jedem Stuhl lag etwas, was eingepackt werden sollte, Handschuhkästen, Bücher, Papier, Schreibmappe, Operngläser.

Lucie kniete stumm vor ihrem Reisekorb, den gestern Abend Rike mit Hilfe der Waschfrau gebracht, und schaute auf die flüchtig hineingeworfenen Sachen, ohne sich zu rühren. Sie sah unheimlich blaß aus.

„Was soll ich nur mitnehmen,“ fragte sie dann müde die junge Frau.

„Nicht zu viel. Du mußt schon erlauben, daß wir in Berlin Dir zu Liebe die Bekanntschaft mit meinem Schneider erneuern. Es soll ja gar nichts Großartiges werden, aber ein Reisekleid und eins für die Table d'hote muß man haben. Du kannst unmöglich in dem hellen Kattunkleidchen in den Coupés sitzen.“

„Ach, Hortense, laß mich hier — mich ängstigt das!“

„Jetzt hörst Du auf, oder ich werde böse!“ schalt die junge Frau. „Kleinigkeitskrämerin Du! Um ein paar Groschen Reisegeld machst Du solch gewaltigen Lärm? Ich bin tausendmal tiefer in Deiner Schuld—muß denn Alles nur nach Geldeswerth berechnet werden? Geh' von Deinem Koffer, Minna wird das besorgen!“

Lucie stellte sich still an's Fenster und sah hinaus auf den einsamen Hof. Mademoiselle ging eben langsam nach der Gartenpforte; sie hielt einen grellrothen Sonnenschirm aufgespannt und streifte verdrießlich die Fenster der jungen Frau.

„Bös Wetter!“ sagte diese lächelnd. „Sie ist außer sich, daß sie daheim bleiben muß. Ich mag sie aber nicht mithaben; sie hat in jedem Hotel eine Scene mit dem Zimmerkellner und kommt regelmäßig erst zum Vorschein, wenn man kaum noch Zeit hat, in den Zug zu springen. Sie mag allein auf Urlaub gehen, wenn wir einmal zurückkehren, meinetwegen auch früher.“

Nun ward die Schelle gezogen. „Da kommt der Briefträger,“ meinte Minna.

Lucie erschrak. Sie konnte eine Antwort haben von der Schwester. Das Herz schlug ihr zum Zerspringen. Dann flog sie vom Sessel empor und stand zitternd mitten in der Stube.

„Barmherziger Gott — mein Schwager!“ stammelte sie.

Hortense war ebenfalls unangenehm berührt; sie kannte aus des Mädchens Schilderung hinlänglich seine derbe Manier. Um alles in der Welt, nur keine Scenen! Sie sandte die Dienerin mit der Weisung hinunter, die Damen seien noch bei der Toilette, ob der Herr Oberförster sich eine halbe Stunde gedulden möge? Sie ging dem Mädchen nach und bog sich über das Treppengeländer.

„Ich wünsche Fräulein Walter zu sprechen,“ scholl es herauf. Das Mädchen antwortete dem Befehle gemäß.

„Oho!“ hörte sie die nämliche kräftige Stimme, „bestellen Sie nur dem Fräulein Walter, sie möchte sich erinnern, daß sie mir fast jeden Morgen im Hauskleide den Kaffee eingeschenkt hat.“

In diesem Augenblick tönte der Ruf des alten Herrn von Meerfeldt dazwischen:

„Daß der Blocksberg wackelt! Remmert, sind Sie es wirklich?“

Und von der anderen Seite ein lautes:

„Ja, Herr Baron, so kommen die Menschen zusammen; aber lieber wäre es mir gewesen, hätten wir uns bei einem fidelen Treiben gesehen, als hier. Ich will eben meiner Schwägerin einmal die Leviten lesen.“

„Ei, das können Sie später noch thun, jetzt kommen Sie herein! Peter, ein kleines Frühstück in das Speisezimmer! — Trinken Sie immer noch so gern Rothspohn, Remmert?“

Hortense kam lächelnd zurück.

„Der ist besorgt und aufgehoben,“ sagte sie. „Er frühstückt mit Großpapa, und zwei Jagdkumpane zusammen beim Glase Wein — da ängstige Dich nicht, er thut Dir nichts, Luz!“

Auch über Luciens Gesicht flog ein Lächeln. Sie kannte ihren Schwager, wenn er gut gespeist und noch besser getrunken hatte; es war früher eine Quelle großer Heiterkeit für sie gewesen. „Ach, wenn Mathilde das wüßte,“ sagte sie.

„Daß er frühstückt, Lucie?“

„Er redet dann so viel,“ erklärte das Mädchen.

„Also doch wenigstens eine hervorragende Tugend.“

„Er ist sonst so gut, Hortense!“

„Sonst?“ sprach diese spöttisch.

„Er wird mich holen wollen.“

„Wir schicken ihn schon allein heim, Kind!“

Stunde um Stunde war vergangen; da kamen schwere Tritte den Korridor entlang, und Hortense öffnete die Thür selbst auf ein mächtiges Klopfen. Oberförster Remmert trat über die Schwelle, kreuzvergnügt, am Arm den alten wackeligen Großpapa, dessen Antlitz eitel Sonnenglanz war über die unverhoffte, angenehme Unterbrechung seines einsamen Lebens.

„Na, Du Krott,“ schrie der große stattliche Mann das blasse Mädchen an, nachdem er vor Hortense eine Verbeugung gemacht, „hast den Handel aufgekündigt? Dann nur marsch! Pack' ein! In Deiner Stube zu Hause hat Mathilde schon wieder Vorhänge aufgesteckt.“

„Er macht nur Spaß, kleines Fräulein,“ rief der Baron und krähte wie ein alter Hahn vor Lachen. „Er weiß schon, Sie reisen mit meiner Enkelin. Remmert, verderben Sie doch dem Kinde die Freude nicht!“

„Georg,“ bat Lucie demüthig, die unter der Wucht seiner schweren Hand, mit der er ihre Schulter gepackt hatte, fast zusammenbrach. „Georg, verzeihe mir, ich konnte nicht anders!“

„So! Du konntest nicht anders? Schöner Grund das —! Deine Schwester heult wie ein Wolf,“ fuhr der Oberförster mit gleich lauter Stimme fort. „Wir hatten gedacht, Du bist versorgt, und nun fängst Du solche Thorheiten an! Na, nun mach' ein anderes Gesicht, Krott; Mathilde wird sich ja wohl trösten. „Sieh' zu, daß Du einen Anderen bekommst, der Dir besser gefällt! Daß Du eine Dummheit gemacht hast, darüber sind wir wohl einig, was? Aber die Weiber, Herr Baron, die Weiber!“ wandte er sich an diesen, „und die Walters insbesondere, die haben den Teufel in sich! Meine Frau, dem Krott seine Schwester, die wollte noch zu guter Letzt — “

Hier brach er in ein so herzliches, gutmüthiges Gelächter aus, daß der alte Herr und Hortense mit einstimmten.

„Mir den Laufpaß geben,“ fuhr er fort, „weil ich auf unserem Polterabend etwas—Pardon, gnädige Frau—angekneipt war. Da fand ich sie in einer Fensternische, und sie weinte zum Gotterbarmen. — Sag' mal, Lucie, hat der Adler etwa auch—?“

„Nein, o nein!“ wehrte das Mädchen nervös.

„O ihr Weiber! Na, dann leb' wohl, Du kleiner Satan; Du mußt nicht etwa denken, daß ich Dir zürnen will, dazu ist mir Deine Schwiegermutter zu scheußlich. Aber er dauert mich, wahrhaftig, Lucie, er dauert mich: der arme Kerl sieht ganz blaß aus!“

„Du warst bei Adlers?“ fragte das Mädchen, das vor ihm stand. Er hielt schon geraume Zeit ihre Hand in der seinen und schüttelte sie unaufhörlich.

„Das soll wohl sein! Na, ich danke, die Gnädige, sie fauchte wie eine angeschossene Wildkatze. Aber der arme Kerl!“ wiederholte er. „Na, ich gehe jetzt zu ihm, habe ihn zu Mittag geladen in die „Goldene Krone“ — darum keine Feindschaft nicht, nein! Adieu, gnädige Frau! Also Mathilde werde ich grüßen. Leben Sie wohl, Herr Baron; wie schon gesagt vorhin, Majestät hat bei der letzten Jagd siebzehn kapitale Stück auf der Strecke gehabt, und der Herzog nicht viel weniger.“

Er kniff Lucie noch einmal in die Wangen und verließ mit dem alten Herrn das Zimmer; noch von dem Hausflur herauf scholl sein lautes Sprechen und Lachen.

Als er den Hof verlassen, erfüllte eine befremdende Stille Haus und Gemach. Hortense und Lucie standen am Fenster.

„Nun ist's vorbei, nun sind die Brücken hinter mir abgebrochen,“ sagte das Mädchen, sich umwendend, und legte ihre Arme um den Hals der jungen Frau.

„Weine nicht,“ sagte diese etwas ungeduldig, „Du wirst bald auf andere Gedanken kommen, wenn Du hier heraus bist. Das ganze Leben ist doch eigentlich keine Thräne werth.“

„Ich weine nicht,“ erwiderte Lucie.

Und in der That, ihre Augen waren trocken, aber sie hatten einen Ausdruck von Trostlosigkeit.

Fast ein Jahr war vergangen. In dem elegant ausgestatteten Zimmer eines großen Hotels in Dresden erwachte ein junges Mädchen an einem wonnigen Maimorgen, blinzelte schläfrig in die Goldfunken, die sich durch die nicht völlig geschlossenen Jalousien drängten, und legte sich dann mit einem Ausdruck von Müdigkeit in die Kissen zurück. Dabei streifte ihre Hand die thaufrischen Blätter eines Maiglöckcherstraußes, und als sie erschreckt zugriff, hielt sie die duftige Gabe mit einem gerührten Lächeln in der Hand und sagte halblaut:

„Gute Hortense.“

Sie wußte, was der Strauß bedeuten sollte; heute vor einem Jahre war es gewesen, als sie ahnungslos in das Coupé flog und in die Arme der jungen Frau, die sie wie in einem unsichtbaren Netz gefangen hielt.

„Dir danke ich Alles, meine Freiheit, die herrliche wunderbare Gegenwart — kann ich es Dir je vergelten?“

Ach ja, es war wonnig, so zu leben! Sie hatte Hortense so unendlich lieb, und doch—sie wußte nicht, was ihr das Herz so schwer machte, besonders seitdem sie wieder in Deutschland war.

Nur ein einziges Mal hatte sich eine wirkliche Verstimmung zwischen ihnen geltend gemacht, und das war gestern Abend gewesen. Hortense hatte eine Reise nach Wien geplant.

„Wir sind so gemüthlich hier,“ hatte Lucie entgegnet, laß uns noch ein paar Wochen still sitzen oder miethe eine kleine Sommerwohnung an der Elbe stromaufwärts.“

„Warum?“

Lucie wußte weiter nichts zu sagen, als daß sie sich nach Ruhe sehnte. Nach Ruhe—und nach einem Wiedersehen mit ihrer Schwester, und dabei hatte sie plötzlich geweint.

Hortense war darüber erst traurig, dann böse geworden. Als ob es in zwei Monaten nicht noch früh genug sei, nach Bornrode zu kommen, daß man auf der Rückreise auf einem kleinen Umweg bequem erreichen könnte!

„Wenn ich aber Sehnsucht habe?“ war des Mädchens Antwort gewesen.

„Sehnsucht?“

Hortense hatte die Achseln gezuckt und sich abgewendet. Und so hatten sie sich getrennt; zum ersten Male, so lange sie beisammen waren, ohne das alte herzliche „Gute Nacht!“

Nun wußte Lucie, Hortense war schon in aller Morgenfrühe an ihrem Lager gewesen und hatte den Strauß gebracht. Sie fühlte etwas wie Beschämung und nahm sich vor, gleich zu ihr zu gehen und zu danken. Als sie im Begriff war, aufzustehen, klinkte leise die Thür, und Hortense, in einem weißen Morgenkleide, trat ein, kam zu dem Bette herüber, kniete vor demselben nieder und küßte Lucie, wie eine Mutter ihr Kind küßt am Geburtstage.

„Ich danke Dir für Alles,“ sagte sie einfach.

„Und ich Dir, Hortense!“

„Sei ruhig! Was ist das gegen Deine Liebe und Güte! Wenn ich etwas Vertrauen zu den Menschen wieder gewann, wenn ich wieder am Leben Gefallen fand, dann danke ich es Dir, nur Dir allein.“

Lucie hielt ihr den Mund zu. „Sei still, Hortense!“ sagte sie gerührt.

„Und nun will ich auch eine Sommerwohnung miethen, wie Du es wünschest. Ich habe den Wagen schon bestellt, wir fahren nach Tische hinaus. Du sollst sie selbst aussuchen, und wenn es Dir überhaupt gefällt in Dresden, so kehren wir auch zum Winter hierher zurück.“

„Das kommt auf Dich an, Hortense.“

„Es wird sehr gemüthlich werden in unserer Häuslichkeit, nicht wahr?“ plauderte die junge Frau und setzte sich auf den Bettrand.

Lucie nickte.

„Wir packen dann alle Deinen schönen Sachen aus, die Du in Italien gekauft hast, und schmücken die Zimmer damit.“

Hortense stand auf.

„Und damit sie noch schöner werden,“ sagte sie, „will ich den hellen Tag und die gute Beleuchtung heute früh benutzen und mein Bild weiter malen. Holst Du mich ab in der Galerie?“

„Ich bin wie immer um ein Uhr an der Sixtinischen Madonna,“ rief das Mädchen der jungen Frau zu, die eben hinter der Thür verschwand.

Eilig kleidete sie sich an; sie hatte unverantwortlich lange geschlafen. Als sie in den Salon trat, fand sie vor ihrem Frühstückscouvert ein Etui aus schwarzem Leder, ihren Namenszug in Gold gepreßt darauf; und als sie es öffnete, blinkte ihr ein Ring entgegen, der einen wundervollen Saphir in seiner Mitte trug. Und als sie überrascht näher hinschaute, fand sie innen das Datum des heutigen Tages eingravirt.

Sie legte den Ring in das Etui, nahm ihn wieder heraus und schob ihn endlich an den vierten Finger der linken Hand. Dann setzte sie sich still vor ihrer Theetasse nieder und betrachtete das funkelnde Kleinod. Es kam ihr in den Sinn, daß vor Jahresfrist noch ein einfacher goldener Reif da gesessen, und sie schüttelte auf einmal den Kopf, als wollte sie Jemand heftig widersprechen.

„Nein,“ flüsterte sie, „er hatte mich nicht lieb — es war gut und recht so!“

(Fortsetzung folgt.)

— Im Bild. Dame: Wie finden Sie die Photographie meines Mopses? Herr: Bellend ähnlich!

Indianerjagd in Brasilien.

Die Londoner „Times“ veröffentlichte vor etwa drei Monaten einen Bericht ihres Correspondenten in Brasilien, worin dieser mittheilte, daß in der brasilianischen Provinz Sao Paulo eine ganze Niederlassung friedlicher Indianer in ein großes Todtenfeld verwandelt worden sei, da man sich der Rothhäute durch Gift entledigt habe. Ein gewisser Joaquin Bueno habe, so lautete die Mittheilung des Gewährsmannes, unter dem Auftrage eines einflußreichen Syndikats, dem auch fünf Provincial-Deputirte angehörten, eine Bande von 70 verkommenen Subjecten zusammengetrommelt, und sich mit dieser sauberen Gesellschaft aufgemacht, um die Indianer auszurotten, welche in dem von dem Paranapanema-Flusse durchschnittenen Thale friedlich wohnten. Bueno griff mit seiner Schaar ohne weitere Vermittlung den Hauptort der Indianer-Ansiedlung an und erschreckte die Ueberfallenen dermaßen, daß diese mit Kind und Kegel in die Wälder entflohen. Die elenden Burschen vergifteten dann alle Brunnen in dem Dorfe, sowie sämmtliche vorhandenen Lebensmittel mit Strychnin und zogen darauf wieder ab.

Nach Verlauf einiger Zeit kam auch Bueno mit seiner Bande wieder angerückt, um ausfindig zu machen, wie sein teuflischer Plan gelungen sei. Das erste, was man entdeckte, waren unzählige Vogelleichen, später fand man denn auch in den Häusern und auf den Straßen des Dorfes 3000 Leichen von Indianern. — Auf gleiche Weise sind — fügte der Correspondent hinzu — in einem anderen Dorfe 800 Indianer umgebracht worden. Und solche entsetzlichen Verbrechen wurden begangen, weil das Syndikat die großen Landstrecken der Indianer, ohne einen Kaufpreis dafür zu erlegen, in seine Hände zu bekommen trachtete.

Der Sekretär der brasilianischen Gesandtschaft in London schrieb auf diesen Artikel hin einen längeren Brief an die „Times“, worin er betonte, daß in dem bezeichneten District gar keine Indianer wohnten, daß die Regierung von einem derartigen Massenmord nichts habe in Erfahrung bringen können.

Die „Rio News“ ist da anderer Ansicht. Zwar bestätigt sie nicht die von dem „Times“-Correspondenten gemachten Mittheilungen in ihrem ganzen Umfange, aber sie gibt unverblümt zu, daß ähnliche Vorgänge sich in Brasilien ereignet haben. Es hat sich herausgestellt, daß der erste Bericht über den Meuchelmord in dem Blatte „Paulista“ von Taubaté veröffentlicht wurde und daß der Bericht dieser Zeitung von dem „Jornal do Commercio“ ohne ein Wort des Commentars einfach abgedruckt wurde. Die „Rio News“ fügt diesem hinzu, daß das „Jornal do Commercio“ in Brasilien außerordentlich einflußreich ist und eine ähnliche geachtete Stellung einnimmt, wie die „Times“ in London und Großbritannien. Der Correspondent des letzteren Blattes habe daher volles Recht gehabt, jene Mittheilung zu machen, denn kein einziges brasilianisches Blatt habe sich auch nur die Mühe gegeben, die ganze Geschichte zu untersuchen, zu widerlegen oder zu bestätigen. Die „News“ erklärt weiter, daß die Jagd auf Indianer in Brasilien so gewöhnlich sei und daß die, solche Menschenjagd begleitenden Umstände in der Regel von so abschreckender Grausamkeit zeugten, daß der von dem „Times“-Correspondenten mitgetheilte Fall eben garkein besonderes Aufsehen erregt habe. Man habe eben sehr gleichgiltig dazu gesehen, ob die Geschichte wahr sei oder nicht. Keine officielle Untersuchung habe stattgefunden, und es gäbe in der That nur einen einzigen Umstand, welcher an der vollen Wahrheit der Mittheilung einen Zweifel aufkommen lasse, der nämlich, daß die Indianerdörfer keine so große Einwohnerzahl hätten, daß 3000 Menschen auf einmal hätten vergiftet werden können. Hätte der Correspondent statt 3000 eine wesentlich niedrigere Zahl angegeben, so würde Niemand an der Wahrheit der Mittheilung in ihrem ganzen Umfange gezweifelt haben.

Was die Erklärung des Legations-Secretärs betrifft, daß sich in jenem District keine Indianer befinden, so fügt die „Rio News“ weiter hinzu, daß überall, in dem ganzen Thal, um das es sich hier handelt, Indianer gefunden werden und daß Menschenjäger vom Schlage Buenos seit einer Reihe von Jahren schon gegen dieselben einen mörderischen Vernichtungskrieg geführt haben.

In anderen Theilen von Süd-Amerika sind ebenfalls große Gegenden von den lästig werdenden oder lästig erscheinenden Indianern ohne alle weitere Ceremonie gesäubert worden und man hat das Land, das auf diese Weise herrenlos wurde und für das Niemand Kaufgeld verlangte, in der kühlsten Manier mit Beschlag belegt. Auch Roca führte seine Campagne gegen die Indianer des nördlichen Patagoniens entschieden in dem Sinne, daß er die Rothhäute lieber vernichtete, als daß er sie zur Unterwerfung gezwungen hätte. Bis dahin aber hat es immer noch den Anschein gehabt, als ob das Volk von Süd-Amerika wenigstens nicht eine Kriegsführung gebilligt habe, bei der die Menschen vernichtet werden, wie die Ratten in Australien, nämlich durch Gift, und es wäre sehr traurig, wenn es Brasilien vorbehalten bliebe, den Beweis zu liefern, daß in der That dort ein solcher Vernichtungskrieg Tausende dahinraffe.

Wenn die Mittheilung des „Times“-Correspondenten ganz oder auch nur zum Theil wahr ist, wenn dortige Menschenjäger die Indianer durch Gift in Masse vernichten und sich offen solcher Scheußlichkeiten rühmen, dann sollte das Reich, welches sich soeben durch die Aufhebung der Sklaverei in der civilisirten Welt einen ehrenvollen Namen gemacht hat, keinen Augenblick säumen, solchen Greueln gründlich nachzugehen und dem Unwesen mit fester Hand ein Ende zu machen.

Gegen Insektenstiche.

Ein billiges und wirksames Mittel gegen Insektenstiche ist Zwiebelsaft. Nachdem der Stachel herausgezogen ist, bestreicht man die verwundete und angeschwollene Stelle mit einer durchschnittenen Zwiebel. Der Schmerz wird bald verschwinden und die Geschwulst abnehmen. Statt des Zwiebelsaftes kann man auch den Saft des Hauslauches oder der Aloe nehmen. Da Insektenstiche zuweilen gefährliche Folgen haben können, so ist es nothwendig, daß man immer gleich ein entsprechendes Heilmittel anwendet. Da man nicht immer Zwiebeln, Hauslauch u. s. w. zur Hand hat, so mag noch auf einige einfache Mittel aufmerksam gemacht werden, die man im Nothfalle zur Anwendung bringen kann, nämlich auch Speichel, Ohrenschmalz und feuchte Erde. Das Einreiben der Insektenstiche mit Ohrenschmalz oder Speichel (ein Zusatz von zerdrücktem Kochsalz oder kohlensaurem Natron wird die Wirkung noch erhöhen) und ein Bedecken derselben mit feuchter Erde vertreibt die Schmerzen und hilft die Geschwulst vertheilen. Auch folgendes Verfahren soll von Nutzen sein: Man nimmt ein Steinchen, befeuchtet es mit Speichel und klopft damit die verwundete Stelle so lange, bis sie schmerzt. Der Gegenreiz, welcher dadurch an der Wunde hervorgebracht wird, verhütet alle üblen Folgen und bewirkt deren schnelle Heilung.

— Agram hat wieder einmal seine Sensationsaffaire aus aristokratischen Kreisen. Der Held derselben ist der Graf Victor Orsics, welcher bei den letzten Wahlen zum Candidat der Regierungspartei bestimmt war: später wurden jedoch Einwendungen erhoben, die Disposition wurde geändert und ein anderer Candidat aufgestellt. Aus diesem Grunde richtete Graf Orsics an einen höheren Würdenträger ein Schreiben, worin er denselben des Wortbruchs, der Feigheit ꝛc. beschuldigt. Als dieses Schreiben unbeantwortet und unbeachtet blieb, versendete Graf Orsics einen offenen Brief, angeblich in 250 Exemplaren — die Angelegenheit wird deshalb als die „Affaire der 250 Briefe“ bezeichnet —, worin abermals der früher erwähnte Würdenträger beschimpft und angegriffen wird. Solche Briefe gelangten unter Anderen an die Minister und sonstige hervorragende Persönlichkeiten in Budapest, sowie an fast sämmtliche Mitglieder des kroatischen Adels. Vorstehende Angelegenheit bildete den Gegenstand der Verhandlung eines dazu gebildeten Ehrenrathes. Derselbe war aus vierzig Personen zusammengesetzt, darunter befanden sich die Grafen Rudolf und Stefan Erdödy, Pálffy, Keglevich, Stauffenberg, Bombelles, Nugent und Esterhazy (Letzterer als Delegirter des ungarischen Nationalcasinos), ferner mehrere Generäle und Oberofficiere, Landtags-Vicepräsident Gyurgyevics und einige andere Abgeordnete. Wie verlautet, hat der Ehrenrath einstimmig beschlossen, Graf Orsics sei satisfactionsunfähig, und dürfte die diesbezügliche, von sämmtlichen Mitgliedern des Ehrenrathes unterzeichnete Erklärung in den agramer Blättern veröffentlicht werden. Im Vorgehen des Grafen Orsics wurde eine Erpressung erblickt und aus diesem Grunde die Satisfactions-Unfähigkeit ausgesprochen. Derselbe Graf Orsics wurde im Jahre 1869 durch den agramer Gerichtshof wegen Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit und wegen Verbrechens gegen die Sicherheit des Lebens zu einer mehrjährigen Kerkerstrafe verurtheilt. Er hatte nämlich einem Bauer seines Gutes das Kopfhaar gewaltsam abrasirt und einen andern Bauer angeschossen. Bei der damaligen Schlußverhandlung plaidirte der Vertheidiger des Angeklagten auf mildernde Umstände wegen der mangelhaften Erziehung seines Clienten. Später wurden dem Graf Orsics mittelst kaiserlichen Gnadenactes die Strafe und die Straffolgen nachgesehen, weshalb der Ehrenrath auf die erfolgte Verurtheilung keine Rücksicht nahm, sondern sich blos an die vorliegende Affaire selbst hielt. Angeblich soll jetzt eine strafgerichtliche Untersuchung gegen den Grafen Orsics wegen Erpressung eingeleitet worden.

— Ein probates Mittel hat, wie das „B. T.“ erzählt, ein in der Elsässerstr. nahe dem Rosenthaler Thor in Berlin wohnender Barbier gefunden, um sich vor pumpsüchtigen Freunden zu schützen. Die weitbekannte Hilfsbereitwilligkeit, welche ja zu den Standeseigenthümlichkeiten der Barbiere gehört, machte sich ein großer Theil der Kundschaft unseres Bart- und Haarkünstlers in der Weise zu Nutze, daß sie ihren Freund und Gönner bei jeder Gelegenheit mit kleinen Beträgen anpumpen unter dem bekannten Vorwande, das „Portemonnaie vergessen“ zu haben. Der menschenfreundliche Barbier, welcher sein lobenswerthes Verständniß für die Verlegenheit der Unglücklichen stets durch bereitwillige Hilfe dokumentirte, bemerkte indeß bald, daß Undank der Welt Lohn sei, denn er verlor nicht nur die geliehenen Beträge, sondern auch die betreffenden Kunden. Um diesen unangenehmen Eventualitäten auf eine ehrenvolle und erfolgversprechende Weise aus dem Wege zu gehen, hat er nun in seinem Laden folgendes Plakat veröffentlicht: „50 M. Belohnung! Diese Summe zahle ich Demjenigen, welcher vom heutigen Tage ab von mir irgend einen Geldbetrag geliehen erhält, desgleichen Demjenigen, welcher mir nachweist, daß ich Jemandem Geld leihweise verabfolgt habe.“ Die Wirkung dieser Veröffentlichung ist eine offenbare, denn sobald Jemand in den alten Fehler zu verfallen droht, so entgegnete ihm der schlaue Barbier: „Ach, Sie wollen sich ja nur die Belohnung verdienen; so dumm sind wir nicht!“ Auf diese Weise behält er sein Geld und seine Kunden.

— In wahrhaft tragischer Weise hat dieser Tage das Verhängniß einen böhmischen Wilderer unmittelbar nach einem blutigen Verbrechen ereilt. Einige auf dem Heimweg befindliche Dorfmusikanten fanden im Revier der Oberförsterei Steinbach bei Annaberg einen Waldheger in seinem Blute. Der Beamte war mit einem Wildschützen zusammengetroffen und von diesem durch Brust und Hals geschossen. Eilig herbeigeholte Forstleute entdeckten in der Nähe des Thatortes die Schweißspur eines Wildes. Dieser gingen sie nach und fanden im Dickicht den Wildschützen todt neben einem feisten Rehbock und seiner abgeschossenen Stockflinte liegend. Der Mann hatte den Waldheger niedergeschossen, dann den Rehbock, über dessen Ausweidung er betroffen worden, gesteckt und mit dieser Beute sich in hastiger Flucht nach rückwärts gewandt. Ueber alte Baumstümpfe und Gestrüpp hinweg ist er ins Straucheln gerathen und mit solcher Wucht gefallen, daß er todt auf der Stelle liegen blieb. Der Leichnam wurde später als der eines Handarbeiters erkannt, der in einem böhmischen Grenzdorf ein Weib und mehrere Kinder hinterläßt.

— In Frankfurt a. M. erschien dieser Tage vor dem Gerichte ein Ehepaar, welches geschieden sein wollte. Nach dem Grunde des Antrages befragt, erklärte der Mann kurz: „Wir haben uns satt.“ Die Frau nahm keinen Anstand, dies zu bestätigen. „Voriges Jahr waren wir auch hier,“ fügte die Frau bei, „und wollten schon geschieden sein; damals hieß es jedoch, wir sollten es noch einmal ein Jahr miteinander versuchen, und wurden fortgeschickt; jetzt ist die Zeit herum und wir haben uns noch satter.“ — „Ja, da müssen Sie mit anderen Gründen kommen, damit werden Sie nicht geschieden!“ — „Mein Mann hat mir auch einmal eine Ohrfeige gegeben!“ wurde bemerkt. — „Eine ist nicht genug, es muß eine fortgesetzte Mißhandlung vorliegen!“ Damit wurden sie, ohne ihren Zweck zu erreichen, entlassen.

— Wechselwirkung. Wenn man eine gute Flasche Wein getrunken hat, so erscheint uns die Welt ganz anders. Jawohl! Aber auch wir erscheinen der Welt dann ganz anders.

— Geschickter Taucher. Der Kassier Greifinsgeld hat sich mit Hinterlassungs eine leeren Kassenschrankes bei Caub in den Rhein gestürzt und ist nach drei Wochen in dem Weichbild von New York wieder aufgetaucht.

— Klassisch citirt. Professor: Ich finde, Herr Studiosus, Ihr Vortrag ist reichlich kurz gerathen — Studiosus: Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, Herr Professor.

— Selbstbewußt. Herr, Sie lassen sich jetzt als Zwerg sehen, aber Sie sind noch jung, Sie können noch wachsen, wie dann? Zwerg: Dann lasse ich mich als Riese sehen.

— Nirgends fühlt man so das Alleinsein als in Gesellschaft.

Mein erster Witz.

Ich war ein kleiner Knabe
Von netto vier Fuß Höh';
Da blieb ich einmal sitzen,
Es war in Quinta B.
Natürlich ahnt' ich Böses
Und traut' mich nicht nach Haus
Ich lief mit andern Schlingeln
Zum Bahnhof weit hinaus.
Da kam ein Zug gefahren,
Der hielt auf der Station;
Der Schaffner, dienstbeflissen,
Rief da in lautem Ton:
„Groß-Fockbeck! Zwei Minuten!
Die weiter wollen fort,
Die müssen sitzen bleiben!“
— Wie froh lauscht' ich dem Wort!
Mit langgebeinten Sätzen
Sprang ich zum Vater hin
Und bracht' ihm diese Kunde
Mit frohem Kindersinn:
„Weil ich gern weiter wollte
So blieb ich sitzen heut!
Du weißt ja, wie der Schaffner
Am Bahnhof immer schreit!“ —
Da griff zu seinem Stocke
Der Alte wie der Blitz
Und zahlt' das „Honorar“ mir
Für meinen ersten Witz.

Eduard Jürgensen.

Sinnspruch.

Heb' unverzagt das Haupt empor,
Will dich das Unglück niederdrücken.
Wie schauerlich der Abgrund auch,
Er läßt sich dennoch überbrücken.
Nicht immer weilt das Glück im Thal,
Oft weilt's auf steilem Felsenrücken.
An Stellen, wo du's nie geahnt,
Kannst du die schönsten Blumen pflücken.

J. M. Toscalio.

Lebensweisheit.

Merke, o Jüngling, dir Eins: Leicht
räufst du im Zorn dir die Haare,
Aber als Greis, ach wie gern pflanztest
du sie wieder ein!

Die Ehrfurcht vor dem Alter erstreckt sich nicht auf gebratene Hühner.

— Studentenwitz. An einem der letzten Abende des vor. Monats kam es in Graz bei der Kaiser Ferdinandsbrücke zu einem höchst komischen Zusammenlauf. Zwei Herren stellten sich beim Wege zum Waschhaus des „Hotels Elephant“ auf, worauf der eine aus der Tasche eine starke gelbe Schnur zog. Das eine Ende derselben gab er seinem Kollegen und schritt darauf, die Schnur abwickelnd, bis hinüber auf die andere Seite der Straße vor der Brücke. Nachdem er seinem Freunde einen Wink gegeben, machten Beide sich an der Schnur und an der Brücke Mancherlei zu schaffen. Das Publikum, welches dazu kam und dem Verkehr gehemmt war, glaubte nichts Anderes, als daß die beiden Herren Ingenieure wären, welche im amtlichen Auftrage da irgend etwas auszumessen hätten. Die imponirende Gestalt des einen Herrn mit dem Vollbarte — vielleicht schon ein bemoostes Haupt — und seine ernste, würdige Miene trugen viel dazu bei, das Publikum in seiner Täuschung aufrecht zu erhalten. Einzelne schlüpften zwar durch, die Meisten aber warteten geduldig zu beiden Seiten der Schnur, Arbeiter, Dienstmänner, Geschäftsleute, Beamte, mehrere Fiaker ꝛc., bis die Herren ihre Vermessungen beendet. Da bat der eine größere „Herr“ höflich einen ihm zunächst stehenden Mann, die Schnur für einen Augenblick zu halten, da er sich mit seinem Kollegen zu besprechen habe. Der Angeredete ging mit größter Zuvorkommenheit darauf ein. Nun löste er auch seinen Kollegen — der auch sein Schnurende einem Anderen zum Halten gab — ab, und Beide begaben sich in der Richtung unter die Brücke und beobachteten dann jedenfalls aus der Ferne, wie die Menschenmasse noch einige Minuten lang mit dem heiligsten Ernste wartete und erst nach und nach zu begreifen anfing, daß man sie gefoppt habe. Als diesen Allen klar war, bemächtigte sich ihrer natürlich Entrüstung, man suchte die Urheber, allein diese hatten sich schon längst aus dem Staube gemacht. und es blieb nichts übrig, als sich gegenseitig auszulachen.

— Ferienanzeigen. Ein Lehrer wünscht seine Ferienzeit nützlich zu verwerthen und empfiehlt sich deshalb als Reklameesser für Grand-Restaurants, oder als abschreckendes Beispiel für strenge Vegetariervereine. — Strohwittwer finden einen behaglichen Aufenthalt, sowie alle Bequemlichkeiten des Ehelebens, wie große Wäsche, Kindergeschrei und Gardinenpredigten im Restaurant „Dulder's Ruh“. Inhaberin Frau Pieseke, vierfach geschiedene Wittwe.

— Kurze Kritik. Ein Dilettant sendet seine in verschiedenen Winkelblättern abgedruckten Gedichte an einen Verleger zur Buchausgabe mit der Aufschrift: „Drucksachen“. Der Verleger schickt nun den angeblichen Dichter diese seine Gedichte zurück mit der Bemerkung auf dem Briefumschlag „Keine Drucksachen“.

— Ganz richtig. — Wo wohnt denn die junge Wittwe hier in dieser Etage — welche ein Zimmer vermiethet? — Hier stehts — Quartiergeber: Sonnenstraße Nr. 416. II. — Alte Frau: Die bin ich selbst. — Was? Sie sind doch keine junge Wittwe mehr? — Doch! Mein Mann ist erst vor vierzehn Tagen gestorben!

— Bescheiden. Alter Trinker: „Herr Doctor, mein Zustand ist jetzt schon ein sehr guter; ich bitt' Sie um Alles in der Welt, erlauben Sie mir jetzt endlich eine Flasche Wein — ich sterbe vor Sehnsucht!“—Arzt: „Nein, das geht nicht!“ — Trinker: „Ach, dann zeigen Sie mir wenigstens einen Stopfelzieher!“

— Ein guter Kerl. „Mein Herr, wollen Sie mir sagen, was Sie beabsichtigen! Ich beobachte Sie seit einer Stunde, wie Sie, trotz des heftigen Regens, hinter diesem Busche auf der Lauer liegen!“—„Ach, bester Herr Wachmann, zu Hause möcht' ich gehen, aber unter meiner Hausthür steht ein Freund von mir, und wenn der mich erwischt, dann — pumpt er mich an!“

— Ein rettendes Wort. Im Wirthsgarten entsteht eine Prügelei. Der Wirth will schlichtend dazwischen treten, geräth aber dabei ins Handgemenge und kommt zu unterst zu liegen. Da wird ihm arg zugesetzt, und da er sich nicht mehr zu helfen weiß, ruft er: „Feierabend — meine Herren!“

— Aus der ärztlichen Praxis. Doctor (zu einer Patientin, die über eine große Anzahl vermeintlicher Krankheiten klagt): „Was für eine kernige Gesundheit müssen Sie besitzen, gnädige Frau, daß Sie allen diesen Uebeln so Widerstand leisten können!“

— Schönheitsfehler. A.: „Dir gefällt also Fräulein Emma gar nicht?“ — B.: „Aber ich bitt' Dich, die hat doch einen so großen Mund, daß sie sich, wenn sie Butterbrod ißt, die Ohren fett macht!“

— Casernenhofblüthe. Unterofficier: „Stillgestanden! (Ein Soldat zuckt mit den Gesichtsmuskeln.) Kerl, ich habe „Stillgestanden“ commandirt und Sie machen noch Freiübungen mit der Nase!“

— Renommage. Stummel: Du, mir klingt das rechte Ohr. Bummel: Renommir doch nicht, wie kannst Du am 28. überhaupt etwas Klingendes haben!